

# „Ich wollte nach Deutschland“

Natalia Verzhbovska wollte nicht länger nur die Frau eines Rabbiners sein. Sie will selbst Gottesdienste in der Synagoge abhalten. Dafür studiert sie am Abraham-Geiger-Kolleg in Potsdam.

Von Anne Stephanie Gratzke

**E**s ist ein einfaches Zimmer mit Dachschrägen und ein paar Stühlen aus einem schwedischen Möbelhaus. Ein Holzpult steht in der Mitte und dahinter ein Schrank. Wie ein Gotteshaus sieht dieses schlichte Domizil nicht aus, das sich in einem vierstöckigen Wohnhaus am Savignyplatz in Berlin befindet. Und dennoch ist es mit seinen kleinen Fenstern zum Hinterhof eine Gebetsstätte. Eine Synagoge. Sie gehört zum Abraham-Geiger-Kolleg an der Uni Potsdam und bietet Rabbinats- und Kantoratstudenten die Möglichkeit, hier zu beten, zu singen und auf der Orgel zu spielen.

Vorsichtig öffnet Natalia Verzhbovska den Schrank mit der schwarzen Maserung. Plötzlich bekommt der gewöhnliche Raum eine tiefre Bedeutung. Er wird zu einem Ort, wo man Gott näher kommt. „Hier bewahren wir unsere Torarollen auf“, sagt sie und zeigt auf zwei unterschiedliche Rollen, die in bestickte Tücher eingewickelt sind. Wert: mehr als 8000 Euro.

Natalia ist nicht von Geburt Jüdin. Nur ihr Vater ist Jude, die Mutter ist konfessionslos. Nach jüdischem Gesetz ist es Bedingung, dass die Mutter auch Jüdin ist, um als Kind den selben Glauben zu haben. So beschloss die 45-Jährige erst 2002, zum Judentum zu konvertieren. „Mit der jüdischen Familie meines Vaters hatte ich nie Kontakt. Sie konnten mich gar nicht darin beeinflussen, Jüdin zu werden“, sagt sie und führt in ihrem Chai-Tee. Sie trägt große Ohrringe, die farblich auf ihre schwarz-weiße Bluse und ihren Rock abgestimmt sind. Wer Natalia begegnet, der sieht eine moderne Frau und würde nicht glauben, dass sie bald einen sehr alten und traditionsbe wussten Beruf austüben wird.

Natalia wurde in Kiew geboren und wuchs dort auf. Mit 26 Jahren betrat sie zum ersten Mal eine Synagoge. Sie ist mit einem Rabbiner verheiratet, der in Moskau arbeitet, sie haben einen 19-jährigen Sohn. Bevor Natalia beschloss, selbst den Beruf des Rabbiners auszuüben, arbeitete sie 20 Jahre als Pianistin und als Rabbiner-Ehefrau in jüdischen Gemeinden in Moskau und in St. Petersburg. An der Seite ihres Mannes war sie zuständig für die Programmgestaltung für Frauen und Kinder, stellte musikalische Projekte auf die Beine, gab Ratschläge. „Die Frauen sind manchmal nicht bereit, ihre Probleme mit einem Mann zu besprechen“, erinnert sich die Studentin.

Von Lars Grote

Ich hatte mir ein Auto geliehen, ein gar nicht schlechtes, es machte sicher 180 Sachen, glaube ich, habe das aber nicht ausprobiert. Mit diesem Auto unternahm ich eine Tour und kam in eine Gegend, die sich wohlunter unterschied von jener Ecke, wo ich sonst so rumlauft. Als ich nach Hause fuhr, machte ich Halt an einem Autobahnparkplatz. Ich hatte Hunger. Hoffte auf eine Wurst, auf ein Brötchen, doch fand nur Staub und Asphalt. Ich wollte weiter, da kam die junge Frau, mit ihrem Rück sack.

Sie guckte auf mein Kennzeichen, sie schaute, wo ich hinfuhr. Und lächelte. Wir wollten in die gleiche Richtung. Sie fragte: Kann ich mit? Und gerne hätte ich gesagt: Nein. Ich bin hungrig, ich habe keine Lust zu reden, außerdem

Aber die Gemeindearbeit als Rabbiner-Ehefrau reichte Natalia nicht. Sie wollte ihren geistigen und geistigen Horizont erweitern und besuchte Seminare in Israel und Schweden. „Doch ich merkte schnell, dass mir das Selbststudium nicht ausreichte. Ich wollte selbst als Rabbinerin arbeiten“, sagt Natalia. Sie entschied sich für eine Ausbildung am Abraham-Geiger-Kolleg. „Natürlich hätte ich in Moskau bleiben können. Aber ich wollte nach Deutschland. Ich wollte an das Kolleg, was für seine liberale Lehre bekannt ist.“ Mittlerweile sind vier Jahre vergangen, in denen sie in Berlin lebt und in Potsdam studiert. Sie weiß von der dunkelsten Vergangenheit dieses Landes, dennoch kam sie ohne Vorbehalt hierher. „Es wird nach wie vor in jüdischen Kreisen über den Holocaust gesprochen. Die Kinder in Russland lernen was in der Schule darüber. Aber es gibt in der ehemaligen Sowjetunion alles anders. Religionen waren verboten, jüdische

Schriften, Analysen, Büchern und Museen vielfältig dargestellt und diskutiert. Für Diskussionen ist Natalia offen und vorbereitet. Denn wenn sie eines Tages vor ihrer Gemeinde steht, muss sie viele Fragen über den Holocaust beantworten. Aber in ihrem Studium geht es nicht nur um die Judenverfolgung und -vernichtung in Deutschland und Europa, sondern auch um die Beziehung der Juden zu ihren Gemeinden, zur Welt und der Gesellschaft, in der wir leben. Aus diesem Grund sind diverse Praktika in jüdischen Gemeinden Pflicht. Natalia reist dann quer durch das Land und leitet Gottesdienste, unterrichtet Bar-Mitzvah-Kinder und gibt Workshops für Gemeindemitglieder. Davor muss sie ihre Einsätze sorgfältig vorbereiten. „Es kommt vor, dass ich pro Woche fünf Stunden in der Bibliothek sitze und die Kommentare zum wöchentlichen Torahabschnitt studiere und die Veranstaltungen organisiere.“ Jude zu sein ist nicht das Gleiche, als wenn man Christ ist. „Glaubst du an Gott?“, wiederholt Natalia irritiert. „Das würde ein Jude niemals fragen“, sagt sie mit Nachdruck. Denn die Gebote sind der Stein für diese Religion. Und nicht nur das, es ist wichtig, wie man durchs Leben geht und mit welchen Werten. „Nur das macht dich zum Jüden“, sagt Natalia. Es geht darum, die Liebe zu Gott zu zeigen. Die offenbart sich durch Respekt vor anderen Menschen und Religionen, ehrlich und hilfsbereit zu agieren. Doch der jüdische Alltag endet nicht zu Hause, wenn man die Wohnungstür hinter sich schließt. So achtet sie penibel auf die religiösen Vorschriften (Kashrut) beim Essen. Das bedeutet, dass sie kein Schweinefleisch und keine Meeres-

früchte wie Garnelen und Muscheln isst. „Meine Küche ist sehr klein. Da ist kein Platz für Geschirr, auf das Fleisch kommt. Deshalb koch ich zu Hause Fisch, Obst, Gemüse und mit Milchprodukten“, erklärt sie. Und am Schabbat (Ruhe tag), der von Freitagabend bis Samstagabend dauert, arbeitet Natalia nicht. Sie geht weder shoppen noch putzt sie die Wohnung. Dann muss sie immer genug Kerzen, Wein und Zopfbrotchen (Chalot) im Haus haben, um den Schabbat richtig zu feiern. Falls Natalia es nicht schafft, das Chalot selbst zu backen, kauft sie es in einem jüdischen Laden.

Zum jüdischen Leben mit seinen religiösen Geboten zählt auch die Brit Mila (Beschniedigung) von Jungen. Seit dem Kölner Gerichtsurteil Ende Juni wird die Beschneidung bei jüdischen und muslimischen Jungen in Deutschland kontrovers diskutiert. „Wenn ein Junge nicht beschneiden ist, kann er keine jüdische Hochzeit feiern. Nach unserer Religion gesetzt ist er

## Ständig waren Spitzel vom KGB unterwegs

Vierzig gab es nicht. „Nur hin und wieder wurden die Synagogen an Feiertagen geöffnet. Aber es war gefährlich, sie zu besuchen, weil Spitzel des KGB standig unterwegs waren“, sagt sie. Daher konnten Juden die Bräuche nur zu Hause ausüben und das im intimsten Kreis. Zu groß war die Gefahr, dass sich jemand öffentlich verplappert und im Gefängnis landen könnte. „Die Juden hatten es damals nicht leicht“, wirft Natalia ein und seufzt. „Viele von ihnen haben versucht, ihre Identität zu verheimlichen oder sogar zu verbergen“, fügt sie hinzu. Oder sie wurden bereits während des Zweiten Weltkriegs verfolgt und sind in den Wüsten umgekommen. Darunter auch viele Familienmitglieder von Natalia und ihrem Mann.

Das Thema „Holocaust“ ist Natalia wichtig. Nur in Deutschland werde es ihrer Ansicht nach in

### Das Abraham-Geiger-Kolleg in Potsdam

■ Das Institut wurde 1999 gegründet. Namensgeber ist der wichtige Vertreter des liberalen Judentums in Deutschland, Abraham Geiger.  
■ Rektor des Kollegs ist Walter Homolka. Seit 2008 gibt es eine Kantorenausbildung. Die Ausbildung zum Rabbiner dauert fünf Jahre. Zugelassen ist jeder, der Jude ist.  
■ Parallel zum Geiger-Kolleg bietet die Uni Potsdam jüdische Studien an. Für dieses Fach können sich auch Nicht-Juden bewerben.  
■ Für die jüdischen Studien sind 250 Studenten an der Uni Potsdam eingeschrieben.  
■ 2010 wurde Alina Treiger als erste Frau nach dem Holocaust gefordert werden, aber auch von der jüdischen Begabtenförderung.  
■ Studiengebühren fallen in Potsdam weg. In England und in den USA müssen welche bezahlt werden. asg

am Geiger-Kolleg, davon sind elf Kantoreinstudierende und 17 Rabbinatstudierende.  
■ Neun Studenten sind aus Deutschland, sechs kommen aus der ehemaligen Sowjetunion, vier aus Israel, zwei aus Ungarn, einer aus Frankreich, einer aus Serbien, einer aus Polen, einer aus Schweden, einer aus Norwegen, einer aus Südafrika und einer aus Argentinien.  
■ Das Geiger-Kolleg vergibt Stipendien, die vom Zentralrat der Juden in Deutschland gefordert werden, aber auch von der jüdischen Begabtenförderung.  
■ Studiengebühren fallen in Potsdam weg. In England und in den USA müssen welche bezahlt werden. asg



dann kein Jude“, erklärt Natalia sachlich. In der Regel wird die Beschneidung bei Jungen nach dem achten Tag ihrer Geburt von einem Mohel (Beschneider) durchgeführt. Natalia ist sich sicher, dass keine Eltern auf die Beschneidung ihrer Jungen verzichten werden, wenn sie ihn in jüdischer Tradition erziehen. „Mein Mann und mein Sohn sind auch beschneidet. Mein Mann hatte in der religionsfeindlichen Sowjetunion keine Möglichkeit zur Brit Mila. Er hat das gemacht, als er schon ein Erwachsener war. Mein Sohn hat auch keine Probleme mit seiner Beschneidung. In der Familie und in der Gemeinde ist eine Beschneidungszeremonie immer ein großes Fest“, sagt sie und lächelt. Ihr ist es unverständlich, dass plötzlich ein Gericht diese alte Tradition verbietet. Sie glaubt nicht, dass alle Männer, die eine Beschneidung aus medizinischen Gründen machen liefern, nun traumatisiert sind. Sie wünscht sich mehr Toleranz für diese jüdische Praktik. Der Vorwurf des Antisemitismus kommt ihr nicht.

Das Penum der Ausbildung ist breit gefächert. Immerhin müssen Natalia und ihre Kommilitonen sich nicht nur mit der Historie des Judentums beschäftigen, sondern auch mit Liturgie, jüdischen Quellen (Tanach, Mischna, Talmud) und den modernen jüdischen Gesetzen (Response). Ihre Examsarbeit wird sich mit einer Abschlussfrage (Halacha) des modernen jüdischen Gesetzes beschäftigen. Welche, weiß sie noch nicht genau. Es geht nicht darum, die eine Antwort zu finden – denn die gibt es nicht. „Es gibt eine Vielfalt. Es ist wichtig, verschiedene Meinungen einzuhören“, sagt Natalia.

Noch pendelt die Familie Verzhbovska zwischen Berlin und Moskau. Da Natalia viel zu tun hat, kann sie Mann und Sohn nur zweimal im Jahr besuchen. „Oder mein Mann kommt zu mir, alle ein bis zwei Monate. Mein Sohn schafft es nur einmal im Jahr. Wenn er Zeit hat.“ Aber vielleicht wird sich diese Ferne in zwei, drei Jahren ändern und die Familie lebt an einem Ort. Dann ist Natalia Rabbinerin und will in einer jüdischen Gemeinde in Berlin arbeiten. Sie hofft sehr auf eine freie Stelle, weiß aber, dass es für Frauen nicht einfach ist. „Aber mit meinem Russisch und Deutsch bin ich sehr hilfreich“, sagt sie zuversichtlich.

**Info** Abraham-Geiger-Kolleg in Potsdam, ☎ 030/31805910, office@geiger.edu.de, www.abraham-geiger-kolleg.de

Natalia Verzhbovska mit einer Thora-Rolle im Arm. FOTO: TOBIAS BARNICK

### UNTER STRICH

## WG

Ich nahm eine Tramperin mit, ich war hungrig, ich hatte keine Lust zu reden – bis wir auf dieses Thema kamen

mit den rotgefärbten Haaren. Sie war aufgeschlossen, hübsch, konnte viele Sprachen. Ich aber war hungrig. Und drückte dumpf aufs Gas. Manchmal habe ich das Gefühl, Männer sind die Verlierer der Evolution. Sicher sterben sie bald aus.

Sie sagte, sie studiere ganz im Osten, an der Oder, in Frankfurt, wohne aber darüber in Polen. In einer Wohngemeinschaft mit zehn Frauen.

Zehn?, frage ich.  
Ja, zehn.

Na, alles halt.

Es war jetzt wirklich dunkel, endlich hatten wir ein Thema. Kein Gedanke mehr auf kleiner Flamme.

Ich muss hier einstreuen, dass mich das Thema Wohngemeinschaft trifft. Ich habe da Erfahrungen. Es gab Ärger um das Telefon, es gab Ärger um den vielen Abwasch, es gab Ärger um den kleinen Kühlenschrank stand.

Meiner oder deiner? Manchmal kam ein Mensch in meine Wohngemeinschaft, den ich nicht kannte, er sagte mir, er lebt hier nun eine Weile, weil einer meiner Mitbewohner irgendwo im Ausland sei, für eine Zeit, die sich noch etwas ziehen könnte, das alles stehe in den Sternen.

Es ist nicht leicht, wenn man nicht weiß, wer in das eigene Leben gehört, oder wenigstens: vor oder hinter der eigene Haustür. Richtig heißt wurde das Thema, als ich neu-

lich in der Zeitung las, was Renate Künast zu dem Thema sagt: Die Wohngemeinschaft gibt die Geborgenheit einer Familie ohne die Enge, die sie für Jugendliche im Sturm und Drang manchmal hat.

Mit meinem Leben hatte dieser Satz wenig zu tun.

Mit der Frau im Auto habe ich noch eine Weile diskutiert, wie man zehn Leute rein geschlechtlich aufteilt, damit es auf Dauer möglichst wenige Verschtere, Kollabierten und Neurotiker gibt. Wir kamen zu der Frage, ob zehn Männer sich besser verstehen als zehn Frauen. Und ob das ganze Durchgemischte von Frauen und Männern nicht eigentlich der Anfang vom Ende sei.

Wir kamen zu keinem Schluss. Wir redeten lange, waren an einer Lösung gar nicht interessiert, die Temperatur stieg. Wir saßen im Auto, als wäre es die ideale Wohngemeinschaft.